Fischer im Unwetter

Frostig: Einar Kárasons Roman „Sturmvögel“

Stürme gehören seit jeher zur Literatur und erst recht zu dem, was man sich mit ernster Stimme in Island erzählt, dem Land der Fischer. „Die Seefahrt“, raunt Einar Kárason in seinem historischen Roman „Sturmvögel“, „war in Island so gefährlich wie in anderen Ländern das Soldatenleben in Kriegszeiten.“ Die Mutter von Lárus, eines achtzehnjährigen Jünglings, der sich im Februar 1959 an Bord des Trawlers Mávur befindet, habe bereits den Tod von drei Verwandten im Meer verkraften müssen. Und allein das historisch bezeugte Unwetter, von dem „Sturmvögel“ handelt – ausschließlich handelt, sollte man betonen, denn mit Ausnahme kurzer Rückblenden, in denen Lárus und ein lebensmüder „Bootsmann“ die Mávur besteigen, schüttelt das Buch uns durch –, kostete mehr als zweihundert Seeleute das Leben.

Gehören zu ihnen auch die Männer der Mávur, 1200 Seemeilen südwestlich von Island? Das ist die Frage. Wobei die Gestalten nicht richtig zu fassen sind. Kárason hat seine Helden einfach nur nach ihren Funktionen wie „Kapitän“, „Steuermann“ oder „Funker“ benannt, selbst der Name des unerfahrenen Lárus, die einzige Ausnahme, spielt hier auf eine Gattung von Möwen an, und „Möwe“ ist die Übersetzung von „Mávur“.

Auf diesem Wege hält der schmale, nach Abschluss von Kárasons umfangreicher Isländer-Saga „Die Sturlungen“ geschriebene Roman respektvoll Abstand zu den wahren Geschichten, von denen er inspiriert wurde; die erfundenen Personen können stellvertretend für alle stehen, die auf den Meeren ihre Arbeit verrichteten, und der Kunstgriff ergibt obendrein einen leicht archaischen, melancholischen Ton. Den Gewalten, die den Atlantik beherrschen, bedeutet ein Menschlein nicht viel. Fischer sind Vögel, sind Fische, alles ist eins.

Für ein gutes Ende des Dramas an der Neufundlandbank spricht die Erzählperspektive: Der Icherzähler muss den Sturm überlebt haben. Diese Gewissheit verliert sich jedoch, weil er ein passiver Beobachter ist, der sich über seine Rolle an Bord bis kurz vor Schluss ausschweigt und an seine Anwesenheit selten erinnert.

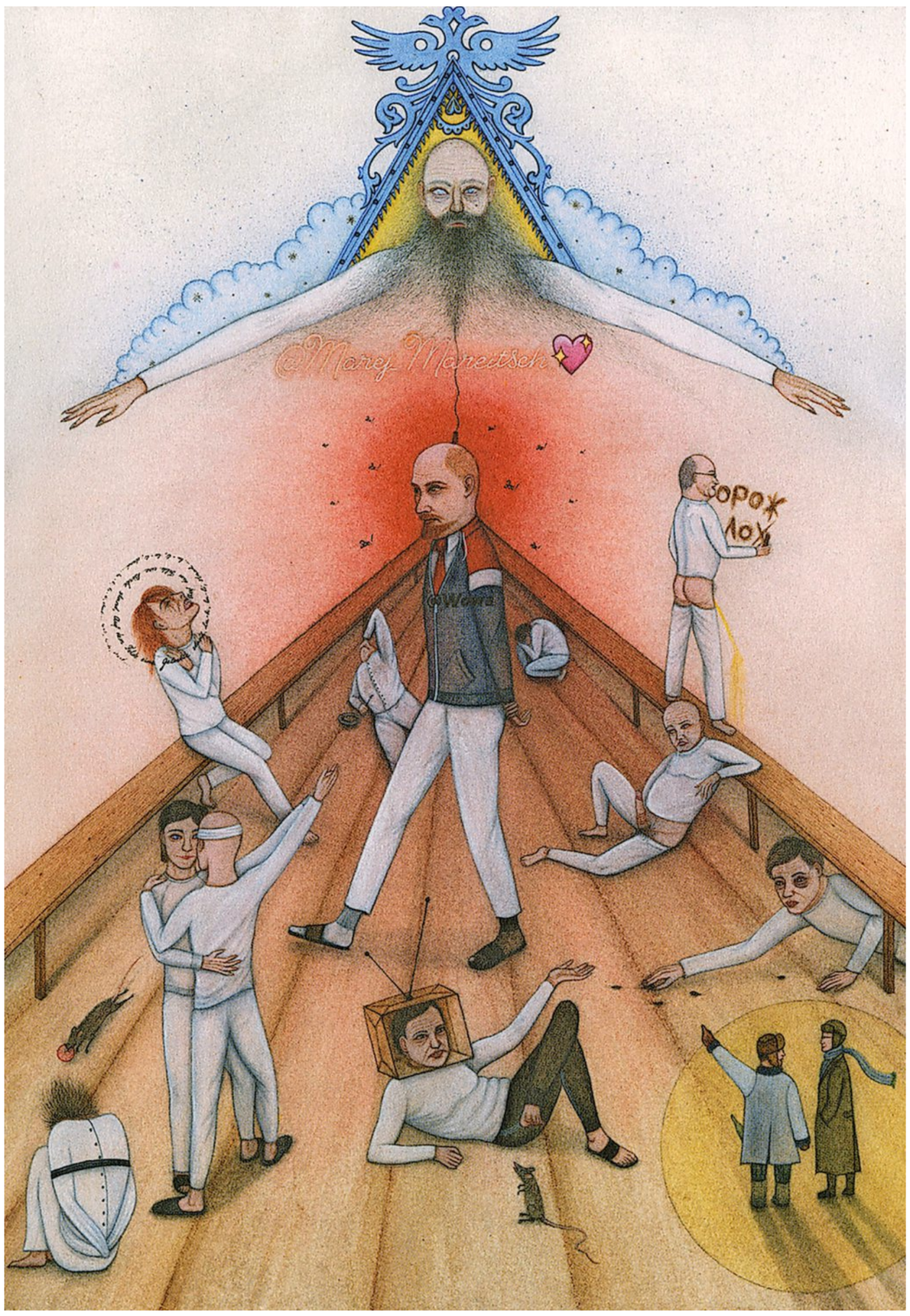
Und erst recht die Umstände, in denen sich die Mávur befindet, geben wenig Anlass zu Hoffnung. Das Schiff ist von Eis wie mit Glas überzogen, eine „massive, bizarr geformte Skulptur aus Kristallglas“. Mit jeder Welle, jedem Brecher ergießt sich neues Wasser über das Deck, das bei den lausigen Temperaturen augenblicklich gefriert und an einigen Stellen des Schiffes, den Pfeilern und Winden, riesige Klumpen geformt hat. Immer wieder müssen die Fischer hinaus, ein lebensgefährliches Rutschen und Hangeln. Sie bekämpfen das Eis bei heftigstem Seegang mit Äxten und Stangen und purer Gewalt.

Ohne Erfolg. Bald sind die beiden Rettungsboote derart vereist, dass ihr Gewicht das Boot in Seitenlage noch tiefer hinunterdrückt als ohnehin. Die Fenster der Brücke sind weiß oder zersplittert. Und der Sturm aus Nordnordwest, der bereits andere Schiffe auf den Meeresgrund zog, nimmt kein Ende. Die Männer hatten bereits vorher, als sie „tonnenweise Rotbarsch aus dem Meer holten, manchmal von ihm gestochen wurden und Wunden davontrugen, die sich nicht selten entzündeten“, die Grenzen ihrer Kräfte erreicht. Sie können sich trotz des Essens, das der Schiffskoch in rauen Mengen zubereitet, kaum mehr auf den Beinen halten, und hoffen inständig, dass der Dieselmotor durchhält.

Das Reizvolle an „Sturmvögel“ ist nicht bloß die schlichte Handlung, die augenblicklich in medias res geht, auf den Überlebenskampf der Fischer beschränkt bleibt und ohne intellektuelle Schnörkel auskommt (nur für die Bedeutung von Büchern auf See ist natürlich Zeit) – es ist Kárasons Blick fürs Detail, von der Zigarette, die bei Sturm angezündet werden will, über die vielen Handgriffe an Deck bis zu dem heißen Ofenrohr, das neben der einzigen intakten Toilette entlangführt. Man nimmt die Erzählung wie in Zeitlupe wahr, und doch geht es atemlos von einer Welle in die nächste. Ein Roman wie ein scharfes Glas Brennivin: ein kleiner Kurzer für zwischendurch. MATTHIAS HANNEMANN



Einar Kárason: „Sturmvögel“. Roman.
Aus dem Isländischen von Kristof Magnusson.
Btb Verlag, München 2021.
142 S., geb., 18,– €.



Motive der sowjetischen Ästhetik, verdichtet: eine der Zeichnungen Tanja Pionikers zu Jerofejews Roman Abb. aus dem bspr. Band

Pandemie der Brutalität

Wie Wowa den Wahnsinn entfesselt: Viktor Jerofejews schockierender Roman „Leben mit einem Idioten“ erscheint als illustrierte Neuausgabe.

Viktor Jerofejew, der sich in den vergangenen Jahren hierzulande vor allem als Kritiker der politischen Lage in Russland einen Namen gemacht hat, ist, da seine belletristischen Werke neu auf Deutsch herauskommen, vermehrt auch wieder als Literat zu entdecken. Bei Matthes und Seitz ist nach dem autobiographischen Roman „Der gute Stalin“ erstmals Jerofejews „Enzyklopädie der russischen Seele“ in deutscher Sprache erschienen. Der in den Neunzigerjahren entstandene Roman ist eine Reflexion über Russland, die differenziert und provokativ autoritäres Denken kritisiert. Nach dem Erscheinen der Originalausgabe forderten russische Nationalisten ein Verbot des Buches, der Autor wurde vor Gericht gestellt.

Als Literat geriet Jerofejew erstmals 1979 in Konflikt mit der Staatsmacht, als er mit Kollegen im Literaturalmanach „Metropol“ Moskauer Autoren publizieren wollte, die nicht von der Zensur zugelassen waren. Die Behörden verhinderten das, und Jerofejew wurde aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen, erhielt faktisch Berufsverbot. Mehr als zehn Jahre lang schrieb er für die Schublade.

So entstand 1980 der Mini-Roman „Leben mit einem Idioten“, der erst nach dem Ende der Sowjetunion 1991 veröffentlicht werden konnte. Der Verlag Ciconia Ciconia hat jetzt eine schön gestaltete Neuausgabe des Romans mit Zeichnungen von Tanya Pioniker produziert. Die Übersetzung von Beate Rausch wurde um ein Vorwort des Autors und einen Essay von Amrei Flechsig ergänzt, der in die Hintergründe des Textes einführt.

Der Erzähler von „Leben mit einem Idioten“ ist ein Schriftsteller, dem eine Strafe auferlegt wurde: Er muss mit dem Idioten Wowa zusammenleben. Als dieser bei ihm einzieht, ändert sich das häusliche Leben radikal. Wowa entfesselt Leidenschaft, Gewalt und Wahnsinn.

In der Figur des Idioten beschreibt Jerofejew die Abgründe von Macht und menschlichen Trieben. Schock und Obszönität gehören ebenso zu seinen Mitteln wie ein feines literarisches Spiel mit Formen und Motiven der klassischen Literatur und des sowjetischen Realismus. Einmal wendet sich der Erzähler an den Leser: „Ich werde Ihnen vom schönen Leben erzählen.“ Es folgt die Verzerrung einer märchenhaften Naturbeschreibung: „Schnee, Sonne, dunkelblaue Schatten der Espen. Fünfunddreißig Grad minus. Winzige Leichen erfrorener Kinderchen.“ Das wechselt mit Szenen, in denen sich Genossen in einem Hüttenkombinat sozialistisch-realistisch über die Planerfüllung unterhalten.

Wowa ist der lebendig gewordene Albtraum: „Er beschmierte die Tapeten mit Kot, pinkelte in den Kühlschrank, zerkratzte mit dem Messer Parkett und Mobiliar. Er furzte und randalierte.“ Doch der Erzähler ist fasziniert, er sieht in Wowa einen Intellektuellen, der für seine Ideen „in den Keller verbannt“ wurde. Freilich ist es mit Wowas Ideen nicht weit her, mehr als ein „Ach“ äußert er nicht. Seine Sprache ist die Gewalt.

Wowa sorgt für Enthemmung und Verrohung. Der Erzähler versteht sich zwar als überzeugter Pazifist. Doch als Wowa seine Frau schlägt und vergewaltigt, bewundert er, wie rücksichtslos dieser seinen Willen durchsetzt: „Wowa trat auf meine Frau zu und klebte ihr eine. So begann unsere Männerkumpanei.“

Daraus entwickelt sich eine homosexuelle Beziehung, da Wowa den Erzähler auch mit seinem riesigen Genital beeindruckt. Als der Idiot der überflüssig gewordenen Frau mit einer Gartenschere den Kopf abtrennt, hat der Erzähler nichts dagegen. Solche schockierenden Schilderungen, in denen Gewalt als einzige Form des Miteinanders erscheint, deutet Flechsig als Verweis auf den stalinistischen Terror, zugleich sieht er darin auch eine Kritik an der Normalisierung von Gewalt und Gewaltbildern im Alltag.

Pioniker illustriert in ihren eindrücklichen Zeichnungen die geschilderte Gewalt indirekt. Sie vergegenwärtigt die Figuren und ihre Beziehungen als symbolisch aufgeladene Collagen. Wie Jerofejews Text spielt sie mit klassischen Motiven und der sowjetischen Ästhetik. So stellt sie das triumphierende Männerpaar nach dem Mord an der Frau als zwei Nackte in der Pose der berühmten Statue vom Arbeiter und der Kolchosbäuerin dar. Statt Hammer und Sichel recken sie das abgetrennte Haupt der Medusa empor.

Die junge Moskauer Künstlerin stattet ihre Zeichnungen mit den Attributen von Facebook-Posts und Instagram-Storys aus und setzt Jerofejews Figuren in den Kontext der Gegenwart. Hat Wowa im Text noch das Telefon zerquetscht und so die Verbindung zur Außenwelt gekappt, wird jetzt das „Leben mit einem Idioten“ Teil der Selbstinszenierung in den sozialen Medien.

Im Text wie in den Bildern stellt Wowa eine Macht dar, die Menschen verändert, die sich nicht dagegen wehren. Vielmehr passen sie sich ihr an, eifern ihr nach. Schreiben kann der Erzähler erst wieder, als der Idiot wieder aus seinem Leben verschwunden ist. Diese Figur scheint die autoritäre Staatsgewalt zu repräsentieren, deren Einfluss ins Private reicht. Das legt auch der Name Wowa nahe, die Koseform von Wladimir: Wladimir Lenin symbolisiert die Sowjetmacht. Heute denkt man an Wladimir Putin. Bei Pioniker trägt Wowa Lenins Bart, sieht aber auch ein wenig aus wie Putin.

Doch „Leben mit einem Idioten“ ist ein vieldeutiger Text, was Jerofejew im Vorwort hervorhebt: „Dies ist eine unendliche Geschichte, denn wir alle leben mit einem Idioten. Der wichtigste ist unser innerer Idiot, er sitzt in uns.“ NORMA SCHNEIDER



Viktor Jerofejew: „Leben mit einem Idioten“. Mini-Roman.
Aus dem Russischen von Beate Rausch.
Ciconia Ciconia Verlag, Berlin 2021.
92 S., Abb., geb., 25,– €.

Die Körper können da nicht mithalten

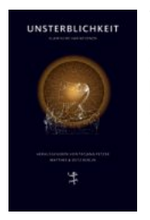
Ein Band zeigt, wie slawische Autoren im vorigen Jahrhundert von der Aufhebung des Todes handelten

Ist es technisch möglich, Unsterblichkeit zu erlangen? Falls ja: Lohnt es sich überhaupt, ewig zu leben? Falls nein: Was gewinnen wir mit dem Tod? Das sind Fragen, die zahlreiche slawische Denker, Wissenschaftler und Autoren im zwanzigsten Jahrhundert umgetrieben haben. Die in Halle lehrende Slawistin Tatjana Petzer hat eine lesenswerte Anthologie mit Texten zur Unsterblichkeit aus Russland, Jugoslawien, Polen und Tschechien zusammengestellt. Als geistiger Vater des Unsterblichkeitsprojekts darf der russische Philosoph Nikolaj Fjodorow (1829 – 1903) gelten, der in seiner „Philosophie der gemeinsamen Werks“ die Menschheit zum vereinten Kampf gegen den Tod und zur biotechnologischen Auferweckung der Verstorbenen aufrief. Fjodorow verstand sein Denken explizit als Weiterführung des christlichen Auferstehungsgedankens. Allerdings nimmt die Heilsgeschichte bei Fjodorow nicht einfach ihren eigengesetzlichen Lauf. Der Mensch muss vielmehr die ihm von Gott aufgegebene Auferweckung der Vorfahren ins „gemeinsame Werk“ setzen – Fjodorow wählt hier bewusst die Übersetzung des griechischen Wortes für Gottesdienst „Liturgie“.

Die Vorstellung, dass der Tod bereits in der nahen Zukunft wie eine Krankheit geheilt werden könne, beseelte auch die Bolschewiki nach der Oktoberrevolution. Der berühmteste konservierte Leichnam gehörte dem Revolutionsführer Lenin. Sein Gehirn wurde in einem eigenen Institut seziert. Später wurden auch die Gehirne führender Künstler, Wissenschaftler und Politiker untersucht. Allerdings konnten die Wissenschaftler keine physiologischen Merkmale des heranzuzüchtenden neuen Sowjetmenschen identifizieren. Vielversprechender waren die Versuche von Porfiri Bachmetjew (1860 –1913), Organismen durch Kühlung in einen Zustand der Anabiose zu versetzen und später wieder zum Leben zu erwecken. Bachmetjews Erkenntnisse wurden von Wladimir Negowski (1909 – 2003) weiterentwickelt. Er setzte Hypothermie bei klinischen Operationen ein.

Auch in der Literatur wurde die Idee des eingefrorenen Lebens verarbeitet. Boris Pilnjak (1894 – 1936) gestaltete in einer Erzählung den Selbstversuch eines Biochemikers, der sich tiefkühlen lässt. Alexander Jaroslawski (1896 – 1930) wollte in einem Poem sogar die Zeit einfrieren, um die Welt nach den Bedürfnissen der Revolution umzugestalten. Mittlerweile hat die Idee der Kryonisierung eine ökonomische Dimension gewonnen. Seit 2006 kann man in Russland seinen Körper oder in einer kostengünstigeren Variante sein Gehirn nach dem Tod einfrieren lassen, um in einer technologisch und medizinisch fortschrittlicheren Zukunft sein Leben zurückzugewinnen.

Der Neurophysiologe Wladimir Bechterew (1857 – 1927) war überzeugt, dass die Unsterblichkeit des Menschen bereits in einem gesellschaftlichen Sinne existiere. Er argumentierte, dass jede Persönlichkeit in einem beständigen Austausch mit allen anderen stehe. In dieser sozialen Energiezirkulation könne die schöpferische Potenz jedes Einzelnen nicht verloren gehen, sondern sei als individueller Beitrag in der allgemein menschlichen Kultur aufgehoben. In solchen Konzepten kündigt sich der Gedanke des sogenannten Mind-Uploads an. Der alternde Körper erscheint aus dieser Perspektive als nicht erhaltenswert. Gerettet werden muss hingegen das einzelne Bewusstsein. Der Science-Fiction-Autor Stanislaw Lem (1921 – 2006) dachte 1957 über die Möglichkeit nach, den Informationsgehalt eines menschlichen Gehirns auf eine elektrische Prothese zu übertragen und so die Untersterblichkeit zwar nicht der Person, aber der Persönlichkeit zu garantieren. Der Schriftsteller Gennadi Gor (1907 – 1981) ersann 1963 einen Supercomputer, dessen Künstliche Intelligenz mit dem menschlichen Bewusstsein gekoppelt wird. Auf diese Weise könne der Mensch eine postorganische Identität annehmen, die ihm Reisen durch Zeit und Raum ermögliche. Der Unternehmer Dmitri Izkow (geb. 1980) denkt dieses Projekt in seiner „strategischen Sozialinitiative 2045“ konsequent zu Ende. In schrittweisem Prozess will er das menschliche Hirn zunächst in einen Roboter verpflanzen und im Endstadium ganz auf materielle Repräsentation verzichten. Das Bewusstsein existiert dann nur noch in einem Avatar, der sich als Hologramm absolut frei bewegen kann.



Tatjana Petzer (Hrsg.): „Unsterblichkeit“. Slawische Variationen.
Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2021.
496 S., geb., 38.– €.

Allerdings setzten sich nicht alle Wissenschaftler das Erreichen der Unsterblichkeit zum Ziel. Der Nobelpreisträger Ilja Metschnikow (1845 – 1916) begnügte sich mit der Vision eines langen, beschwerdefreien Lebens, das etwa 120 Jahre dauern könne. Er propagierte gesunde Ernährung und die Stärkung der Immunabwehr. Auf diese Weise wollte er das Ideal der „Orthobiose“, der richtigen Lebensführung, erreichen. Nach einem glücklichen Alter erwartete Metschnikow eine Lebenssättigung, die sich in einen Todesinstinkt verwandle.

Maxim Gorki (1868 – 1936) griff Metschnikows Theorie auf und kündigte an, dass die Energie des Erdinneren zukünftig auf die lebendigen Organismen umgelenkt werde. In diesem allgemeinen Energieüberfluss könne man nicht nur das menschliche Leben verlängern, sondern auch den Weltfrieden erreichen. Die politischen Implikationen des Nachdenkens über Lebensverlängerung und Unsterblichkeit waren im atheistischen Sowjetstaat wichtig. Mit der Abschaffung des Jenseits musste sich das Diesseits zu einem Paradies auf Erden verwandeln, in dem der Mensch möglichst lang verweilen kann. Die persönliche Unsterblichkeit war allerdings kein Ziel der offiziellen kommunistischen Parteiideologie. Das Schicksal des einzelnen Menschen sollte sich nach einem erfüllten sozialistischen Leben im kollektiven Glück der Menschheit erfüllen.

Noch 1983 bezog sich der Philosoph Nikolaj Frolow (1929 – 1999) auf Metschnikow und zog der „langweiligen Unsterblichkeit“ ein „aktives schöpferisches Alter“ vor. Frolow stellte die kritische Frage, wozu denn der Mensch überhaupt unsterblich sein sollte, und verwies in seiner Antwort auf den drohenden Stillstand der gesellschaftlichen Entwicklung. Auf der persönlichen Ebene bezeichnete er die geschlechtliche Liebe als Kompensation für den Tod. Unsterblichkeit ist hier kein absoluter Wert, sondern Prüfstein des gelingenden Lebens, das auch ein Ende haben darf. ULRICH SCHMID

Und jetzt noch ein ☺

Gala Rebane widmet sich den omnipräsenten Emojis

Man kann sich vor Emojis kaum noch retten. Mit dem Rückzug ins Homeoffice und der Umstellung von Bürokommunikation auf Chat-Systeme werden Herzchen und zwinkernde Gesichter nur noch reichlicher eingesetzt, um Ironie oder einen Witz in Nachrichten zu markieren. Aber wann begann diese Inflation der Symbole im Schriftgebrauch überhaupt? Die Kulturwissenschaftlerin Gala Rebane hat dem Phänomen ein schmales Bändchen gewidmet, das in der Reihe „Digitale Bildkulturen“ des Wagenbach Verlags erschienen ist.

Man erfährt allerlei Anekdoten, etwa dass Sternchen und Herzchen der auf Verniedlichung setzenden Kawaii-Ästhetik entspringen, durch die Japans Nachkriegsgeneration zur kulturellen Profilierung fand, oder dass der japanische Mobilfunkanbieter DoCoMo in den Neunzigerjahren für seine Pager ein Herzsymbol einführte, dies jedoch in einem seriösen Businessmodell unterließ, was zu massiven Umsatzeinbußen führte.

Erwartungsgemäß wird auch der Unterschied zwischen Emoticon (aus Interpunktionszeichen zusammengefügter Gesichtsausdruck) und Emoji (Bild eines Gesichts, das Emotionen vermittelt) erklärt. Und auch die Themen Diversität und Repräsentation nehmen einige der kurzen Kapitel ein, was für die Einordnung als Kulturphänomen nicht mehr viel Platz lässt. Rebane wirft hier nur einige Stichworte zu Roland Barthes' „Mythologies“ (Abkopplung der Zeichen von der Realität) und zum „Iconic Turn“, der Hinwendung zu einer postskripturalen Gesellschaft, ein. Zu etwas tiefer gehenden Ausführungen ist dann kein Platz mehr.

Wer wissen will, woher die Emojis kommen, wird hier fündig. Wer darüber nachsinnen möchte, warum sich eine Gesellschaft, die vor hundert Jahren ihre Gefühle noch gut in Worten ausdrücken konnte und dafür in Briefen keine Klammergesichter verwenden musste, seit einem Jahrzehnt ohne Herz und Smiley nicht mehr auskommt, findet einige Fakten, die zum Weiterdenken anregen. MARIA WIESNER



Gala Rebane: „Emojis“.
Wagenbach Verlag, Berlin 2021.
80 S., Abb., br., 10,– €.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv